

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 172.

Elbing, den 25. Juli.

1895.

Der Fremde.

Roman von G. Struder.

Nachdruck verboten.

9)

„Ich war,“ fuhr sie fort, „höflich und freundlich gegen ihn, wie es sich für mich gegenüber einem Gaste meines Vaters ziemte, aber eine Veranlassung, auf ein besonderes Wohlwollen meinerseits für ihn zu schließen, habe ich demselben nie gegeben. Herr Richter war mir stets sehr gleichgültig, seit gestern dagegen verachte und verabscheue ich ihn, und daher kann von einer Verath zwischen uns beiden nie und nimmer die Rede sein. Lasse mich Dir ausführlich erzählen, was vorgefallen ist,“ fuhr sie, als er abermals ausbrausen wollte, in bittendem Ton fort, „und dann magst Du darüber urtheilen, ob überhaupt die Mäßigkeit vorhanden ist, daß jener Herr nochmals unser Haus betritt.“

Leonie berichtete nun ihrem Vater, in welcher Weise Richter sich gestern gegen sie benommen hatte, ohne jedoch des plötzlichen Erscheinens des Brown und seines energischen Eingreifens zu erwähnen.

Der zornige Ausdruck, der beim Anhören dieser Mittheilung Anfangs auf dem Gesicht ihres Vaters sich zeigte, erregte schon die Hoffnung in Leonie, daß derselbe nunmehr ganz auf ihre Seite sich stellen und ebenfalls in Aeußerungen des Unwillens gegen den Unverschämten ausbrechen würde. Doch in dieser Hoffnung sollte sie sich bald gründlich enttäuscht sehen. Denn kaum hatte sie erzählt, daß Richter sie an beiden Armen angefaßt und sie drohend gefragt habe, ob sie sein Weib werden wolle oder nicht, als von Beeren sie mit einemmal durch ein lautes Lachen unterbrach und dabei ausrief:

„Das also ist das ganze Verbrechen, was mein junger Freund sich hat zu schulden kommen lassen, daß ihn nämlich seine Verleibtheit zu einer kleinen Eifersuchtszene veranlaßte und darüber bist Du so furchtbar empört! Ich an Deiner Stelle würde mich freuen und wäre stolz darauf, daß ich von einem so hübschen jungen Mann, der dazu noch der reichste der ganzen Umgebung ist, so leidenschaftlich geliebt würde aber sich darüber zu ärgern, daß Dein Bräutigam ein Mann ist, der Blut und Feuer in sich hat, das ist kindisch, das ist abern. Wenn er wirklich

etwas zu ungestüm wurde, so wird er Dich einfach um Verzeihung bitten und hiermit ist die Geschichte erledigt. Ich will von dem Unsinn nichts mehr hören; Ihr beide seit verlobt, und in vier Wochen ist die Hochzeit; danach hast Du Dich zu richten, ein für allemal. Du weißt, daß wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, ich meinen Willen auch nicht durchkreuzt haben will, am wenigsten von meinem eigenen Kinde, welches noch keine Idee von dem Ernste des Lebens hat und von dem, was am ehesten zu seinem Besten dient.“

Auf dem Antlitz Leonies, welches bei diesen Worten sehr bleich geworden war, zeigte sich mit einem Mal ein Zug fester Entschlossenheit. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und ihrem Vater muthig, ohne mit den Wimpern zu zucken, in die Augen blickend, sagte sie:

„Daß Du nicht einstiehst, wie tief Du Deine eigene Ehre in den Staub ziehst, wenn Du in den schweren Beleidigungen, welche Deiner Tochter zugefügt wurden, nur einen harmlosen Scherz erblickst, das vermag ich freilich nicht zu ändern. Ich kann eine derartige Anschauung von der Ehre unserer Familie nur tief beklagen, deshalb wäre es mir wie Charakterlosigkeit von mir, wenn ich die gleichen Ansichten mir wollte aufnöthigen lassen. Du, Vater, behauptest, den festen Entschluß gefaßt zu haben, daß ich Herrn Richter heirathen soll, ich aber erkläre Dir hiermit ebenso bestimmt, daß meine Ehre es mir verbietet, nach dem, was vorgefallen ist, mit Richter auch nur fernertin zu verkehren, geschweige denn einen Bund für das Leben mit ihm einzugehen. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit und nun erlaube, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe.“

Nach diesen Worten machte sie Miene, das Gemach zu verlassen, doch nun sprang ihr Vater, der bis dahin mit starrern Erstaunen seiner Tochter zugehört hatte, auf, und trat ihr in den Weg.

Mit seiner rechten Faust packte er sie am Arm und während sein Gesicht dunkelroth vor Zorn sich färbte, schrie er mit heiserer Stimme:

„In dieser Weise wagst Du es, Deinem Vater gegenüber zu treten, das ist der Dank für all die Sorge und Gutherzigkeit, die ich Dir bis dahin bewiesen habe! Aber ich sage Dir, ich lasse nicht mit mir spielen, Du mußt Dich fügen, biegen mußt Du oder brechen — und wenn es mich den Hals kosten sollte.“

„Vater,“ schrie Leonie auf, „was willst Du thun! Habe Mitleid mit mir, Du zerdrückst mir den Arm. O Vater, Vater, ermorde mich doch nicht!“

Van Beeren, dessen Gesicht die sinnlose in ihm tobende Wuth einen Entsetzen erregenden Ausdruck verliehen hatte, ließ mit einem Mal den Arm seiner Tochter los und schaute stier, als käme er jetzt erst zum Bewußtsein seiner selbst, auf das an allen Gliedern bebende und in Todesangst vor ihm stehende Mädchen.

Ein unartikulirter Ausruf entrang sich seiner Brust und laut stöhnend ließ er sich auf seinen Sessel zurückfallen, fortwährend die Augen starr auf das leichenblasse und entsetzte Antlitz seiner Tochter gefest.

„Leonie, mein gutes Kind, verzeihe mir,“ brachte er endlich keuchend und in abgebrochenen Sätzen hervor, „die Aufregung machte mich sinnlos, ich wußte nicht mehr, was ich that.“

„Ich habe Dir wehe gethan,“ fuhr van Beeren fort, „und Du, Du fürchtest gar, ich wollte Dich ermorden! Ein fürchtbares Wort, es brennt wie Feuer auf dem Gewissen. Mein eigenes Kind sollte ich ermorden! Ach, Leonie, weshalb hast Du das zu mir gesagt? Ich war hart und vielleicht ungerecht gegen Dich, aber dieses Wort von meinem Kinde zu hören, habe ich nicht verdient.“

Die Stimme des starken Mannes zitterte und die Seelenpein, welche auf seinem Gesicht sich ausdrückte, war so heftig, daß Leonie die rauhe Behandlung, welche sie soeben erduldet hatte, ganz vergaß. Allein von dem Gedanken erfüllt, ließ sie an seiner Seite sich nieder und seine Hand erfassend, sprach sie im Tone der aufrichtigsten Theilnahme:

„Nimm doch mein unüberlegtes Wort Dir nicht so zu Herzen, lieber Vater, es entfuhr mir ja nur unter dem Eindruck der Furcht, den ich mit einemmal empfand, als wolltest Du mit Gewalt zu dem mich nöthigen, was ich nun einmal nicht erfüllen kann. Siehe, wir haben bis jetzt doch so zufrieden und glücklich miteinander gelebt, weshalb soll dies nun plötzlich anders werden, weshalb willst Du mich von Dir schicken und dazu zwingen, von Dir mich zu trennen? Lasse mich bei Dir bleiben, Dich pflegen und wie eine zärtliche Tochter für Dich sorgen, so lange Du lebst und ich will Dir gern auf alle anderen Genüsse des Lebens verzichten, nur suche mich nicht zu bestimmen, daß ich jenem verächtlichen Menschen mich überletere.“

„Kind, Du weißt nicht, was Du sagst“, entgegnete van Beeren, indem er die Hand seiner Tochter fester in die seinige schloß.

„Glaubst Du vielleicht, ich hätte mein Interesse dabei im Auge, wenn ich Dich sobald als möglich als die rechtmäßige Wittin Richters sehen möchte? Ich habe meinerwegen keine Sorge, aber wenn mir etwas Menschliches zustieße, wie ständest Du dann auf der Welt! Ein armes, verlassenes Kind wärst Du,

ein Mädchen, das vielleicht mit der Hände Arbeit sein ärmliches Brod zu verdienen gezwungen wäre. Der Gedanke macht mir beständig Kummer und Angst, denn auch mein Vermögen, das muß ich Dir anvertrauen, damit Du ernster meine Absichten beurtheilst, ist nicht allen Wechselfällen entzogen, der Fall wäre nicht undenkbar, daß ich mit einem Schlag alles verlöre. Der Reichthum der Familie Richter dagegen ist ein durchaus solider und wenn Du zu dieser Familie einmal Dich zählen könntest, so wärst für Dein ganzes Leben geborgen. Doch ich will Dir jetzt nicht länger zu reden. Du bist angegriffen und auch ich möchte gern einen Augenblick allein sein. Beim Frühstück sehen wir uns wieder.“

Die letzten Worte hatten nichts mehr von dem weichen Tone an sich, in welchem van Beeren zuerst gesprochen hatte. Kühl, fast raub kamen sie hervor, und ebenso kalt duldete er den Abschiedsfuß, welchen seine Tochter ihm auf die Wange drückte.

Mit leichten Schritten verließ Leonie das Zimmer ihres Vaters, um sich nach dem ihrigen zu begeben. Erst öffnete sie weit die Fenster, damit die würzige Morgenluft ungehindert in dasselbe dringe, und dann ließ sie sich auf das Sofa nieder, um über das soeben Erlebte nachzudenken.

Was für einen eigenthümlichen Charakter besaß doch ihr Vater! Erst hatte er sich durch ihren Widerstand gegen seinen Willen fast zu Thätlichkeiten hinreißen lassen, und dann war durch ein Wort von ihr seine sinnlose Wuth in die tiefste Beschämung und Zerknirschung umgewandelt worden, seine leidenschaftliche Erbitterung hatte den Ausbrüchen väterlicher Sorge und Zärtlichkeit Platz gemacht. Und dieses eine Wort, welches jene seltsame Umwandlung zuwege brachte, das hieß morden. Sollte ihr Vater den auffallenden Schrecken bei Nennung desselben vielleicht aus dem Grunde empfunden haben, weil er sich in dem Moment bewußt wurde, wie entsetzlich es gewesen wäre, wenn er in seinem Zühorn zu einem Verbrechen an der Tochter sich verüben hätte, oder war vielleicht eine schreckliche Erinnerung aus seinem früheren wilden Leben, die in jenem Moment in ihm auftauchte, die Ursache seines unverkennbaren Entsetzens gewesen?

„Das werde ich wohl niemals ergründen,“ sprach Leonie erbebend zu sich selbst, „denn den Vater hiernach zu fragen, dazu besitze ich nicht den Muth und es wäre auch eine unschickliche Neugierde von mir, wollte ich dies auch versuchen. Jedenfalls war's ein Glück für mich, daß alles so gekommen ist, denn jetzt wird er mich wenigstens nicht mehr mit Gewalt zu der verhaßten Heirath zu zwingen suchen, und ich darf daher mit größerem Muth dem, was die Zukunft bringen wird, entgegen sehen. Wenn er übrigens allein aus dem Grunde mich verheirathen will, damit ich bei seinem Tode nicht allein auf der Welt dassehe,

so sehe ich nicht ein, weshalb er denn so hartnäckig an der Ansicht festhält, daß gerade dieser der Auserwählte sein solle. Richter ist ja allerdings reich, aber giebt es nicht auch noch andere reiche und achtbare Herren? Da ist z. B. Herr Brown“

Soweit in ihrer Selbstunterhaltung gekommen, unterbrach sie sich plötzlich und stand hastig auf. Vor den Spiegel stellend, fuhr sie mit der Hand über die Wangen, als wollte sie die verrätherische Röthe wegwischen, welche mit einemal dort sich gezeigt hatte, und dann trat sie auf den Balkon, der eine freie Aussicht auf den vor der Villa gelegenen Garten gestattete.

Sie lehnte sich über die Brüstung und setzte dann ihre melancholischen Betrachtungen weiter fort:

„Wo habe ich nur vorhin in meinen Gedanken mich verirrt, als ich an Herrn Brown dachte; Er ist ja höflich und zuvorkommend gegen mich, und er legt auch ein großes Interesse für meine traurige Lage an den Tag, aber weiter erstreckt sich keine Theilnahme für mich nicht. Immer bleibt er mir gegenüber derselbe ernste und gemessene Mann, nie ist ein wärmerer Blick oder ein Wort, welches mehr als einen aufrichtigen Antheil mit mir errathen ließe, zu mir gebrungen. Er wird wohl bereits verlobt sein und dort, wo mein Herz zum erstenmal inniger jemand entgegen geschlagen hat, da werde ich für immer entsagen müssen. Heute wollte er wieder kommen, vielleicht finde ich alsdann Gelegenheit, mit ihm über die Unterredung zwischen meinem Vater und mir zu sprechen. Sein Auge blickte stets so offen und ehrlich mich an, daß es mir nicht anders möglich ist, als mein ganzes Vertrauen ihm zu schenken. In seiner Nähe komme ich mir vor wie die schwache Schlingpflanze neben der starken Eiche, an die ich mich anlehnen möchte, um so mein ganzes ferneres Dasein zubringen zu können.“

Bei diesen Worten schaute sie auf und blickte träumerlich über den Garten nach dem nahen Walde hin, als mit einemal ein leiser Ausruf freudiger Ueberraschung ihr entfuhr.

Denn dort vor dem Gitterthore des Gartens stand eine große, imposante Gestalt, in der sie sofort Brown erkannte. Sie sah, wie dieselbe durch das von dem herbeieilenden Diener geöffnete Thor und über den Kiesweg ganz ungewohnt langsam, das eine Bein höflich schleppend, dem Hause zuschritt, und als er jetzt den Blick zu ihr emporhob und dabei den Hut vor ihr zog, da erwiderte sie diesen Gruß ebenso freundlich, kehrte dann aber sofort in ihr Zimmer zurück. Es war ihr, als müßte sie so tief wie möglich vor ihm sich verbergen, damit er nicht die Verlegenheit und das Eröthen bemerken könnte, welche, wie sie deutlich fühlte, auf ihren Wangen sich zeigten.

Raum einige Minuten mochte sie dort sich befinden haben, als ihre Dienerin in das Zimmer trat und ihr mittheilte, daß Herr Brown soeben eingetroffen sei und unten im

Empfangszimmer auf Herrn van Leeren warte. Derselbe habe auch nach dem Fräulein gefragt und dabei bemerkt, daß er demselben eine sehr wichtige Nachricht zu überbringen habe.

Einen Augenblick überlegte Leonie, was sie thun sollte, dann aber erklärte sie der Magd, dieselbe möge zum Herrn Brown sich begeben und ihm sagen, daß sie sofort kommen würde.

Nachdem sie noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen und das hier und da etwas widerspenstige Haar geordnet hatte, folgte sie der Dienerin die Treppe hinunter.

Mit klopfendem Herzen schritt sie nach dem Zimmer, in welchem Brown sich befand, um erschrocken, wie eine ertappte Sünderin, zusammenzufahren, als ganz unerwartet von der entgegengesetzten Seite ihr Vater ihr entgegenkam.

„Nun, was ist Dir denn, Kind?“ fragte dieser, als er die Verwirrung seiner Tochter bemerkte, nicht eben freundlich. „Du machst ja bei meinem Anblicke eine Miene, als hättest Du etwas Entsetzliches gesehen.“

„Ich weiß selbst nicht, woher es kam,“ erwiderte sie unsicher. „Ich hatte Dich nicht sofort erkannt und glaubte, ein fremder Mann hätte sich ins Zimmer geschlichen.“

„Der fremde Mann befindet sich in diesem Zimmer,“ meinte van Leeren lachend, „es ist Herr Brown, der mich zu sprechen wünscht, und wenn es Dir Vergnügen macht, kannst Du unserer Unterredung beistehen.“

Dies sagend, hatte er bereits die Thür geöffnet und zog seine Tochter, ohne deren Antwort abzuwarten, mit sich in das Gemach.

Bei ihrem Anblick erhob sich Brown von seinem Stuhl und begrüßte höflich die Eintretenden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine hübsche Anekdote erzählt J. Zangwill, der beliebte englische Novellist. Stand er da in Glasgow vor einer Statue, die keine Aufschrift trug. In diesem Augenblicke hörte er einen Jungen rufen: „Glasgow — Hair — rald, Glasgow — Hair — rald.“ „Halloh“, rief Zangwill, „komm her, ich will Dir ein Blatt abkaufen, wenn Du mir sagst, wessen Statue das ist.“ „Robert Burns,“ sagte der Junge und hielt ihm das Blatt hin. „Well,“ sagte Zangwill. „Nun will ich Dir Deine ganzen Blätter abkaufen, wenn Du mir sagst, was Burns gethan hat, um sich das Monument zu verdienen?“ „Dumme Frage,“ meinte der Junge. „Was wird er gethan haben: Gestorben ist er,“ und Zangwill sieht sich natürlich verpflichtet, die Blätter zu kaufen.

— Eine gefährliche Reise, wie sie

selten vorkommt, haben vor nicht langer Zeit zwei dänische Seeleute ausgeführt. Die Schaluppe „Christian“, deren Besatzung aus dem Kapitän Lau und nur einem Manne bestand, verließ am 15. April Helsingör, um nach Island zu reisen. Es war die Absicht des Kapitäns, um die Shetlandsinseln herumzusegeln. Hier verlor das Schiff jedoch während eines starken Sturmes am 21. April das Spriet, und man war dann genöthigt, bei den Farßern Zuflucht zu suchen. Nachdem das Schiff hier reparirt worden war, verließ es am 5. Mai die Farßer, um sein Ziel, Dpressjord auf Island, zu erreichen. Sechs Tage später begegnete das Schiff mächtigen Eisbergen, die jede weitere Fahrt unmöglich machten, um so mehr, als man sich in einem dichten Nebel befand. Jeden Augenblick fürchteten die beiden Seeleute, zwischen den Eismassen, die vom Sturm mit donnerähnlichem Getöse gegen einander geschleudert wurden, zerschmettert zu werden. Vierzehn Tage lang lag „Christian“ im Eise fest, bis sich endlich am 22. Mai das Eis in Bewegung setzte, worauf es den beiden Männern unter den größten Gefahren gelang, Dpressjord zu erreichen, wo sie, bis zum Tode ermattet, am 26. Mai ankamen.

— **Der Krieg in den Lüften** ist kein Spiel der Phantasie mehr, sondern wirklicher Ernst. Alle großen Militärstaaten sind am Werke, denselben schon in Frieden zu organisiren — vorläufig allerdings nur zum Zwecke der Refognoszirung und des Nachrichtendienstes. Immerhin tauchen in Frankreich, Rußland und Nordamerika schon Vorschläge auf, vom Luftballon aus vernichtende Mordgeschosse gegen die auf der Erde versammelten Streitkräfte oder gegen Festungswerke zu schleudern. In Oesterreich-Ungarn, so schreibt der „Pester Lloyd“, ist man vorläufig nur damit beschäftigt, den Luftballon zur Refognoszirung auszunützen. Dabei hat man mit der Thatsache zu rechnen, daß die Infanterie und die Kavallerie ganz unvermögend sind, gegen den in gewisser Höhe schwebenden Luftballon irgend etwas auszurichten. Nur die Artillerie ist im Stande, dem Luftballon beizukommen, wenn derselbe niedriger als achthundert Meter über der Erde schwebt. Sobald er jedoch höher steht, sind auch die Schrapnels der Feldartillerie machtlos gegenüber dem Luftballon, während die in der Gondel befindlichen Refognoszenten, wenn sie mit guten Fernrohren ausgerüstet sind, alle Details einer Truppenaufstellung im weiten Umkreise genau wahrnehmen und aufzeichnen können. Dies hat sich auch bei den Versuchen mit dem Ballon

captif „Budapest“ am Übungsplatze auf dem Steinfelde nächst Wiener-Neustadt gezeigt, wo innerhalb zweier Stunden achtzig Schrapnels gegen den Ballon geschleudert wurden und derselbe noch immer unverfehrt in den Lüften schwebte, da während dieser Beschießung die nahezu zehntausend Sprengstücke der Schrapnels dem Luftballon nur drei kleine Löcher beibrachten, welche dessen Aktionsfähigkeit in keiner Weise störten. Granaten sind ganz unwirksam gegen den Luftballon und können höchstens gegen denselben etwas ausrichten, wenn er erst 200 Meter über dem Boden schwebt. Sobald er höher ist, wäre es schade um jeden Granatschuß, und wenn der Ballon höher als 800 Meter steht, erweisen sich nach den letzten Versuchen auch die Schrapnels unvermögend, dem Ballon etwas anzuhaben. Daß die betreffenden Fachkreise nun am Werke sind, diesen durch Experimente festgestellten Thatsachen die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen und darnach den Krieg in den Lüften zu organisiren, ist begreiflich.

— **Große Bestürzung!** Aus Olmütz berichtet das dortige Tageblatt: „Im Hengstdepot zu Hatzsheim herrschte in den letzten Tagen große Bestürzung. „Matschbor“, der 187,000 Gulden-Hengst, der sich bekanntlich der sorgfältigsten Pflege und hingebendsten Aufmerksamkeit erfreut, zeigte Spuren eines Unwohlseins. Was dies bei einem so theueren Pferde bedeutet, dessen „Eingehen“ ein ri-siger Verlust für den Staatsfädel wäre, braucht wohl nicht erst besonders erörtert zu werden. Man wird es daher auch begreiflich finden, daß man sofort ärztliche Hilfe requirirte. Ein Arzt des Wiener Thierarznei-Instituts wurde zu dem theuren Kranken entsandt, um ihn zu heilen. Allein noch ehe der Arzt kam, hatte das edle Thier sich wieder erholt. Die große Gefahr war, ohne Schaden zu stiften, an ihm vorübergegangen, und heute befindet sich der Hengst bereits wieder vollkommen wohl.“ — Wir athmen auf. Welches Glück, daß dieses kostbare Roß der Menschheit erhalten geblieben!

— **Ein obereschlesischer Othello.** In Kattowitz hat sich Fräulein Valeska S. mit Herrn Jakob R. verlobt. Herr R. hat die Verlobung öffentlich bekannt gemacht, dem betreffenden Inserat aber folgendes Nota bene hinzugefügt: „Ich gestatte Niemandem, meine Braut anzusprechen!“

Verantw. Redakteur: Dr. Fern. Kontiet
in Elbing.

Druck und Verlag von S. Gaark
in Elbing.